

# Krieg und Teuerung

Autor(en): **Heller, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **12 (1917)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351300>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Krieg und Teuerung.

Wir wollen nicht übertreiben. Wir haben es auch gar nicht nötig. Unsere Forderungen sind gerecht und begründet durch schwerwiegende Tatsachen. Wir wollen also zugeben, daß die Teuerung schon lange vor dem Kriege, bereits mit dem Beginn dieses Jahrhunderts, eingeleitet hat. Und zwar nicht nur in der Schweiz, sondern international. So stiegen zum Beispiel die Weizenpreise in Franken pro Tonne in den Jahren 1891 bis 1909 in Berlin von 200 auf 262, in London von 160 auf 210. Für die Schweiz selbst berechnete das schweizerische Arbeiterssekretariat für die Jahre 1905 bis 1913 eine Preissteigerung von rund 19 Prozent, also etwa ein Fünftel, für 86 Prozent, also den größten Teil aller Nahrungsmittel. Das geben wir ohne weiteres zu. Wir kennen auch einigermaßen die wichtigsten Ursachen dieser Teuerung. Das sind: Zunahme der Bevölkerung, zunehmende Industrialisierung und die damit verbundene Veränderung in der Lebenshaltung weiter Volkskreise, Vermehrung der Goldproduktion und die daraus folgende Entwertung des Geldes, Ernteergebnisse, Einfuhrzölle, insbesondere auf Lebensmittel und Rohstoffe, überhaupt auf Massenartikel des notwendigen täglichen Bedarfs, dann die verteuernde Preispolitik der mächtigen industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Verbände, wie Ringe, Kartelle und Trusts. Und andere Ursachen mehr. Diese Ursachen der Teuerung sind durch die weltwirtschaftliche Entwicklung im Allgemeinen und nicht speziell durch den Weltkrieg hervorgerufen, ja sie wirken auch während des Krieges zum großen Teil an der Teuerung mit. Das können und wollen wir gar nicht bestreiten.

Aber festest und unerschütterlich steht folgende Tatsache: Der Krieg hat nicht nur Millionen von blühenden Menschenleben verkrüppelt und vernichtet, sondern auch auf rein wirtschaftlichem Gebiete, auf dem Gebiete der Ernährung, hat er Verheerungen angerichtet, hat er den Kampf um das tägliche Brot, den Kampf ums nackte Dasein fast zur Unmöglichkeit gemacht.

Wenn wir die vierteljährlichen fortlaufenden Erhebungen des Verbandes schweizerischer Konsumvereine in die Hand nehmen und deren Berechnungen für den Jahresaufwand einer Normalfamilie von zwei Erwachsenen und drei Kindern unter zehn Jahren an Nahrungsmitteln und andern Bedarfsartikeln nachprüfen, so erschüttert uns die Feststellung: um rund 457 Franken oder um rund 44 Prozent hatte eine solche Normalfamilie für das zum Leben Allernotwendigste im September 1916 mehr ausgegeben, als im Monat Juni des letzten Friedensjahres 1914. Diese Mehrausgaben betragen: für Getreide rund 120 Fr., für Fleisch rund 101 Fr., Milch und Milchprodukte 62 Fr., Eier 40 Fr., Zucker und Honig 33 Fr., Kartoffeln 20 Fr.

Und wer ist diese „Normalfamilie“? Gehört sie zu den oberen Zehntausenden oder gar zu den Kriegslieferanten, Schiebern und Wucherern, für die eine Mehrausgabe von 500 Fr. eine Kleinigkeit ist, über die man mit einem Achselzucken hinwegsieht, ja die man gar nicht bemerkt? Nein, das ist eine fünfköpfige Familie, die ein jährliches Gesamteinkommen von 2000 bis 2500 Franken hat und die Hälfte ihres Einkommens für Nahrungsmittel allein ausgeben muß. Das sind mittlere Arbeiterfamilien, Mitglieder des Verbandes schweizerischer Konsumvereine. Also nicht einmal diejenigen Arbeiterfamilien, welche durch schlechte Löhne, häufige Arbeitslosigkeit und durch die Vorgeklaverei beim Krämer ewig geplagt sind und sich gar nicht dazu aufraffen können, Mitglied des Konsumvereins zu werden. So stehen die Dinge.

Gewiß, in den kriegführenden Staaten ist die Teuerung noch viel schlimmer. So verteuerte sich z. B. der Weizen

im Kriegsmonat Dezember 1914 gegenüber dem Vergleichsmonat des Vorjahres, nach den Angaben der Lebensmittel-Liga, in Zürich um Fr. 8.50, in Budapest um Fr. 19.74, in Wien um Fr. 19.32 und in Antwerpen um 12.84. Nach der „Berliner Tagwacht“ verglich ein Prager Blatt verschiedene Marktpreise Prags im August 1914 und Oktober 1916. Danach verteuerte sich das Schweinefleisch von 1.96 Kronen auf 10.80, die Butter von 67 Heller auf 16 Kronen, Kartoffeln von 7 auf 18, Zucker von 79 auf 118 Kronen. Auch in Rußland sollen sich nach einer ausgerechneten Berliner Korrespondenz in der „N. Z. Z.“ verteuert haben: das Weizenmehl um 72 Prozent, das Roggenmehl um 205 Prozent, das Salz um 280 Prozent; auch das ist richtig. Aber man komme nur nicht mit der Schützengraben-Beweisführung: wir müssen, heißt es, überhaupt noch froh sein, daß unsere Städte und Dörfer nicht zerschossen, unsere Aecker und Wiesen nicht verwüdet sind und wir noch mit heißen Gliedern herumlaufen. Nein, diese Schützengraben-Phrasen lehnen wir ab. Wir verdammen den Krieg und wollen von ihm nichts wissen. Unsere Forderungen an den Staat und die bürgerliche Gesellschaft richten sich nicht nach der Lebenshaltung eines „versorgten“ Kriegsinvaliden Arbeiters, sondern nach den Lebensverhältnissen eines australischen und nordamerikanischen Arbeiters vor dem Kriege. Wir verlangen für unser lebenslanges Schaffen und Mühen ein genügendes und gesichertes Existenzminimum, ein menschenwürdiges Dasein. Auch während des Krieges sind wir in der neutralen Schweiz, arbeitende Männer und Frauen, die Träger der Arbeit und der Kultur. Und davon wollen wir etwas haben. Nicht nur die Besitzenden und Herrschenden. Wir wollen und werden für unsere gerechten Forderungen kämpfen und streiten bis zum letzten Atemzuge. Auch wir arbeitende Frauen und Arbeiterfrauen. Und reichen uns unsere gewerkschaftlichen Kampfmittel nicht aus, so wollen wir uns eine neue Waffe des politischen Kampfes schmieden. Wir wollen uns daran erinnern, daß wir auch Bürgerinnen sind, daß uns, Müttern, Frauen und Arbeiterinnen, das allgemeine, gleiche und direkte Frauen-Wahl- und Stimmrecht gehört. Dr. F. Keller, Zürich.

### Aphorismen.

In dem Augenblick, in dem die Frauen gleiche Rechte mit den Männern erlangen, wird auch das Bewußtsein der Pflichten in ihnen lebendig werden. Aufgefordert, ihre Stimmen abzugeben, werden sie sich fragen: Wozu? Für wen? Mit diesem Augenblick wird zwischen Mann und Frau eine Reihe von Anregungen gegeben, die, weit entfernt, ihr gegenseitiges Verhältnis zu verschlechtern, es im Gegenteil wesentlich verbessern werden.

\*

Mit dem aktiven muß natürlich das passive Wahlrecht verbunden sein. „Eine Frau auf der Tribüne des Reichstages, das müßte sich schön machen!“ hören wir rufen. Tatsächlich stehen sie schon in anderen Staaten auf den Parlamentstribünen, auch haben wir uns längst gewöhnt, Frauen bei ihren Kongressen und in Versammlungen aller Art auf der Tribüne zu sehen. In Nordamerika erscheinen sie auch auf der Kanzel und auf der Geschworenenbank, warum also nicht auch auf der Tribüne des Reichstages? ...

Tribole Witzlinge wenden ein: „Aber stellt euch eine schwangere Frau auf der Tribüne des Reichstages vor, wie unästhetisch!“ Dieselben Herren finden es aber auch in der Ordnung, daß schwangere Frauen bei den unästhetischen Beschäftigungen Verwendung finden, bei welchen Frauentwürde, Anstand und Gesundheit untergraben werden.

August Weber.